



Ignacy Karpowicz

Geäst

Translation: Katharina Kowarczyk



HALMA The European Network of Literary Centres e.V. 2010  
[www.halma-network.eu](http://www.halma-network.eu)  
[mail@halma-network.eu](mailto:mail@halma-network.eu)

## GEÄST

An meine Kindheit erinnere ich mich kaum. Vielleicht will ich es nicht. Vielleicht bin ich noch zu jung. Vielleicht bin ich meinem Ende noch nicht nah genug. Aber ich komme ihm näher. Komme ihm näher, ob ich will oder nicht. Jeder Tag, ein Schritt. Dreihundertfünfundsechzig Schritte, ein Jahr. Alle vier Jahre stolpere ich über den Schalttag.

Mit jedem Jahr lerne ich, mir selbst gegenüber ehrlicher zu sein. Ehrlichkeit ist nicht gerade mein Lieblingsfach. Ich bin kein besonders fleißiger Schüler. Ich habe gute Vorsätze und kaum Geduld. In Ehrlichkeit bekäme ich höchstens eine Fünf plus. Ein Plus, um meinen Ehrgeiz zu wecken. Keine Ahnung, ob das für eine Versetzung ausreicht. Wie dem auch sei, seit Jahren, Schritt ein Schritt aus, ist es der gleiche Stoff.

An meine Kindheit erinnere ich mich kaum. Erstens kam ich im Winter zur Welt. Das ist gewiss, das Datum taucht in der Geburtsurkunde auf, die Jahreszeit in den Erzählungen meiner Eltern. Erstens kam ich zur Welt, nur kann ich mich an nichts erinnern. Ich weiß nicht mehr, wie es war zu schwimmen. Weiß nicht mehr, wie meine Mutter ihr Fruchtwasser verlor. Wie meine Lunge Luft holte, zum ersten Mal. Wie ich begann, mit dem Mund zu essen und nicht mehr mit dem Bauchnabel. Wie meine Augen eine erste Gestalt bemerkten. Mein Gehirn eine Gestalt erkannte, zum ersten Mal. Ein neues Wort: „vertraut“. Eine vertraute Gestalt.

Zweitens lernte ich sprechen. Ich erinnere mich nicht an mein Gebrabbel. Erwinnere mich nicht an meine ersten Worte. Meine Eltern sagen, es war „Mama“. Fragt man meinen Vater aber unter vier Augen, dann war es eventuell „Papa“. Ich erwinnere mich nicht an mein erstes Wort, meine Eltern tun das für mich, auch wenn sich jeder auf seine Art erinnert, an ein anderes Zimmer, an eine andere Vergangenheit. Wenn ich mir mein erstes Wort aussuchen könnte, dann würde ich aus meinem bisherigen Leben den einen oder anderen Schluss ziehen und mich für das Wort „ich“



entscheiden. Zweitens lernte ich sprechen und mein erstes Wort war „ich“, auch wenn sich niemand daran erinnert. Mich eingeschlossen.

Drittens lernte ich lesen und schreiben. An meinen ersten Satz erinnere ich mich nicht, ich müsste in dem alten Lesebuch nachschauen. Vermutlich waren im ersten von mir gelesenen Satz eine Ala und eine Katze. Und zwischen den beiden Substantiven das Verb, das mir – viel später – das Leben schwer machte: „haben“. Ala hat eine Katze, vielleicht, ich weiß es nicht mehr.

Ich erinnere mich an meinen Vater. Er stand immer hinter mir und beaufsichtigte mein unbeholfenes Buchstabieren. Oder stand er gar nicht, sondern saß neben mir? Ich war ein paar Jahre alt, er ein paar Jahrzehnte. Groß wie ein Riese, bärtig, reglos. Ich weiß noch, wie ich buchstabiere: „K-o-r-k-e-n“. „Wie heißt es also?“, fragt mein Vater. Ich habe Angst. Mein kleiner Verstand und mein kleiner Körper sind mit diesem Ich-habe-Angst überfordert, weil das Ich-habe-Angst in Anbetracht meiner Größe einfach zu groß ist. Ich habe Angst vor den Buchstaben, vor der Bloßstellung, vor der erhobenen Stimme und Hand meines Vaters. Die größte Angst habe ich vor dem Nachtschrank – dass ich zur Strafe keinen kriege. Ich habe Angst, aber ich muss antworten, also antworte ich, ehe mein Vater die Frage mit erhobener Stimme wiederholt, mit seiner hoch erhobenen rechten Hand, deren Finger wegen Kinderlähmung oder eines anderen undurchsichtigen Segens verdreht sind. „Krone“, sage ich.

An den Korken und die Krone erinnere ich mich. Oder Krone und Korken, ich weiß es nicht mehr. Ich erinnere mich an den Nachtschrank. Jener Korken (oder jene Krone) kostete mich damals zwei Kekse, auf die ich mich den ganzen Tag lang gefreut hatte. Vermutlich hatte ich mich den ganzen Tag lang gefreut. Vermutlich ereignete sich die erinnerte Szene so gegen fünf, sechs Uhr. Um diese Uhrzeit kam mein Vater immer von der Arbeit. Aber genau weiß ich es nicht mehr. Vielleicht war er krank an jenem Tag und kümmerte sich um mich und meine Zukunft, eine in seinen Augen analphabetische Zukunft, gleich nachdem ich aus der Schule



gekommen war und meine Suppe aufgegessen hatte? Ich weiß es nicht mehr, ich kann zwar den einen oder anderen Schluss ziehen, Ereignisse aus der Erinnerung aber nicht.

Ich erinnere mich an die Tomatensuppe. Tomatensuppe kochte meine Mutter mindestens zwei Mal pro Woche. „Tomatensuppe ist sehr gesund“, sagte meine Mutter (und sagt es noch immer). „Tomatensuppe sollte man mindestens zwei Mal pro Woche essen“, sagte meine Mutter (und sagt...). Deshalb kommt es mir so vor, als hätte meine Mutter mindestens zwei Mal pro Woche Tomatensuppe gekocht. Was meine Mutter sagte (und noch immer...), betrachte ich als eine Tatsache, die ich mir ganz allein gemerkt habe, auch wenn ich mich nicht daran erinnere. Ich hasste Tomatensuppe. Denke ich an meine Kindheit, dann denke ich an Tomatensuppe und es kommt mir vor, als hätte ich sie mindestens zwei Mal täglich essen müssen.

Tomatensuppe trat in zwei Varianten auf, mit Reis und mit Nudeln. Reis und Nudeln haben mich eine gewisse emotionale Flexibilität gelehrt. Wenn ich vor meinem kalt gewordenen Teller saß und in die weiße Schlagsahne pupille eines roten Auges starrte, in dem sich bleiche Nudelschlangen und zu viel Salz befanden (ich salzte die Suppe immer selbst und heulte dabei wie ein Schlosshund oder Krokodil), dann dachte ich an Reis. Daran, dass ich doch eigentlich Reis mag, weil ich Nudeln so gar nicht mag. Wenn ich vor einem Teller mit Reis saß, dachte ich, dass ich Nudeln mag. Sie sind glatt und gleitfähig. Bleiben nicht quer im Hals stecken. Man nennt das Flexibilität. Das blieb mir für länger. Für später.

Viertens lernte ich, dass manche Menschen für immer sind und manche nur sporadisch, und dass ich keinerlei Einfluss darauf habe, wer für immer ist und wer für ab und zu. Mein vier Jahre jüngerer Bruder erwies sich als einer der Kategorie „für immer“, meine Oma – „ab und zu“. Meine Eltern erinnern sich für mich, und zwar – ausnahmsweise – einstimmig, dass ich meinem kleinen Bruder ständig das Kissen unter dem Kopf wegzog. Dass sich beide an das Gleiche erinnern, obwohl Einigkeit scheinbar nicht zu ihren Stärken gehört und das Gleichheitszeichen zittert,



könnte dafür sprechen, dass ich meinem kleinen Bruder tatsächlich ständig das Kissen unter dem Kopf wegzog. Im Gegensatz zu allen anderen freute ich mich über die Anwesenheit des neuen Mitbewohners wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich hätte ich mich für einen Hund entschieden, wenn man mich gefragt hätte. Wahrscheinlich verbalisierte ich meine Wünsche nicht ausreichend konkret. Wenn man bedenkt, dass ich zu der Zeit einen Korken mit einer Krone verwechselte, dann wäre es doch recht kühn zu glauben, dass ich bei komplizierteren Angelegenheiten das richtige Vokabular parat gehabt hätte.

Mein Bruder also für immer, Oma ab und zu und ich irgendwo dazwischen. Tomatensuppe für immer, manchmal Reis, manchmal Nudeln und ich irgendwo vor dem Teller. Ab und zu Oma. Als Kind liebte ich zwei Wesen; sie waren zur gleichen Zeit in mein Leben getreten, glaube ich, aber ich weiß es nicht mehr genau: meine Oma und die Hündin Teddy. Und dies ist mein Fünftens. Sowie Sechstens.

Fünftens lernte ich, dass man mehrere Wesen gleichzeitig lieben kann. Dass man jemanden, zum Beispiel Oma, lieben kann, ohne dass damit die Liebe zu einem anderen Wesen, zum Beispiel zu Teddy, verhindert oder verkleinert wird. Ich lernte außerdem, dass geliebte Personen im Hinblick auf die Natur der Liebe eine andere Ansicht vertreten. Die von mir geliebten Personen waren der Meinung, dass ich nur eine einzige Person lieben konnte, eventuell eine Person plus Eltern. Ich hatte die Wahl: die Oma oder der Hund, plus Eltern, eventuell.

Sechstens lernte ich, dass die Antwort auf eine Frage nicht vom genauen Wortlaut der Frage abhängt, sondern von der Person, die fragt. Die Frage: „Wen liebst du am meisten auf der Welt?“ verschaffte einem zum Beispiel weniger Spielraum als die Entscheidung zwischen Korken und Krone. Die richtige Antwort lautete: „Dich“. Oftmals genügte „Dich“ nicht. Es war nicht präzise genug. Präzise wäre gewesen: Mama, Papa, Oma, je nachdem, wer gefragt hatte. Wehe, wenn man einen Fehler beging und unbedacht „Oma“ zu Mutter oder „Mama“ zu Oma, oder „Teddy“ zu Vater sagte. Aber ich kriegte das hin. Ich lernte zu antworten, was von mir erwartet



wurde. Als Resultat bekam ich eine Belohnung, meistens etwas Süßes. Und dann, viel später, bekam ich eine Strafe, ich konnte nicht mehr anders antworten, dieses unechte „Dich“ klebte an mir wie eine zweite Haut.

Zu Hause hörte ich oft, dass der Mensch aus seinen Fehlern lernt. Um sich zu erinnern, muss er sich eigenhändig verbrennen, so als hinge die Erinnerung von der Temperatur ab. Teddy war eine alte Hündin und in meinen Augen war sie der Inbegriff einer Hundeschönheit. Zumindest in meiner Erinnerung. Vor kurzem half ich meiner Mutter beim Aufräumen. In einem Schuhkarton fanden wir ein paar alte Fotos. Auf einem der Fotos sieht man einen kleinen Jungen, der lächelt, und einen Hund, der ihm das Gesicht leckt. Der kleine Junge, das bin ich. Behauptet meine Mutter. Der Hund, hässlich und mager, krumm und schief wie das Geäst eines alten Nussbaums, das ist Teddy. Behauptet meine Mutter. In meiner Erinnerung ist Teddy ganz anders und an mich selbst erinnere ich mich gar nicht. Ich glaube meiner Mutter.

Meine alte Mutter schläft kurz, bewegt sich mit sichtlicher Mühe und erinnert sich trotzdem an so vieles, sie erinnert sich für mich. Meine alte Mutter ist wie ein externer Speicher, ein USB-Stick. Sobald man sie an eine vergilbte Fotografie anschließt, öffnet ihr Gehirn lauter Bilder aus der Vergangenheit. Sie spricht in kurzen Sätzen, verliert den Faden, schweift ab und schweift von der Abschweifung ab. Meine alte Mutter kocht selten Tomatensuppe, geht selten aus dem Haus, wenn überhaupt, dann am liebsten in die Apotheke. „In der Apotheke wird man sehr nett bedient“, sagt sie. Ich glaube ihr. Ich glaube meiner Mutter.

Siebtens gibt es Fragen, auf die ich immer wieder zurückkomme. Je mehr Schritte ich hinter mir habe und je weniger Jahre vor mir, desto öfter komme ich auf Fragen zurück, auf die ich keine befriedigende Antwort finden kann. Zum Beispiel diese: Haben meine Eltern mich geliebt? Die Antwort ist wie eine Stadt, nur größer, so viele Wege sind darin, die Wege verändern sich, geraten durcheinander, bereits überquerte Kreuzungen liegen plötzlich wieder vor mir, als hätte ich sie nie betreten.



Bis zum Abitur hatte ich keine Zeit und kein Bedürfnis, diese Frage zu erörtern. Ich sagte mir, dass sie mich liebten, so gut sie konnten, so wie sie es nun mal gelernt hatten.

Siebtens gibt es Fragen, auf die ich immer wieder zurückkomme. Als Student lebte ich, wenn ich mich recht erinnere, etwas langsamer. Ich lernte wenig, stattdessen dachte ich viel nach, und eigentlich – lag ich herum. Es hätte was aus mir werden können, so mein Vater, wenn ich mehr gelernt hätte, anstatt nachzudenken (herumzuliegen). Vermutlich hatte mein Vater recht. Er selbst hatte nur wenig nachgedacht und trotzdem ein Haus gebaut, Söhne gezeugt, seine Rente und eine Reihe von Standardkrankheiten bekommen. „Ein ganz normales Leben“, sagte mein Vater immer. „Ein gutes Leben ist ein ganz normales Leben.“ Und ich glaube ihm.

„Ich bin müde, lass uns einen Tee trinken, ich muss meine Tabletten nehmen“, sagte meine Mutter. Wir nahmen auf dem Sofa Platz. Das Sofa, jünger als meine Mutter, verbrachte unter unseren Körpern seine letzten Tage. Meine Mutter wollte es nicht wegschmeißen. Warum sie so an dem Möbelstück hing, konnte oder wollte sie nicht begründen. Sie beendete das Thema meist mit einem kurzen: „Lasst mich damit in Ruhe“. Mit meinem Blick wanderte ich durch das Zimmer und suchte jemanden, auf einem Foto an der Wand vielleicht, der die Verwendung des Plural hätte rechtfertigen können.

Ich kochte Wasser und warf einen Beutel grünen Tee in die Kanne. Meine Mutter glaubt an die Kraft von grünem Tee. Grüner Tee steht an dritter Stelle, gleich hinter Tomatensuppe mit Nudeln und Tomatensuppe mit Reis. Ich mag grünen Tee nicht. Als Bestandteil gesunder Ernährung genügte mir Suppe vollauf. Immer wenn ich aus der Schule kam, fragte ich meinen kleinen Bruder, was es zu Mittag gebe. Etwa zwei Mal in der Woche antwortete er: „Emm-Ell-Ka“. Muttis liebste Kampfbrühe.

Mir selbst machte ich einen Getreidekaffee, der ist auch gesund, im Ranking meiner Mutter in den Top Ten, noch vor Geriavit-Tabletten und Lecithin. Auf dem vergilbten Viereck mit dem dekorativ gezackten Rand steht ein kleiner Junge („Das



bist du“, flüstert mir das Gedächtnis meiner Mutter zu) und ein alter, hässlicher Hund leckt dem Jungen das Gesicht („Das ist Teddy, die Hündin, erinnerst du dich?“). Gleich fängt meine Mutter an zu erzählen. Eine Geschichte, die ich schon so oft gehört habe, dass ich mich an das ganze Ereignis schon fast selber erinnere.

Wir wohnten damals auf dem Land, in dem Holzhaus, das den Eltern meines Vaters gehört hatte. Meine Großeltern und ihr jüngerer Sohn (der ältere war mein Vater) wohnten nebenan – in einem neuen und gemauerten Haus. Dieses neue Haus, groß und prächtig, war meiner Mutter ein Dorn im Auge: dieser Dorn ließ meine Mutter weinen, aber auch Tränen waren machtlos und konnten das Fundament des Hauses nicht wegspülen, es stand sicher und verschwand auch nachts nicht. Meine Eltern arbeiteten in einer Kleinstadt, ein paar Kilometer entfernt. Meistens fuhren sie mit dem Fahrrad, weil die Busse ständig kaputt waren und die Busfahrer recht viel tranken, was auf die Häufigkeit der Fahrten einen nicht unerheblichen Einfluss hatte, ganz zu schweigen von der Pünktlichkeit. „Es war Samstag“, sagt meine Mutter, gleich zögert sie, gleich fragt sie sich: „Oder doch Sonntag?“.

„Es war Samstag. Oder etwa doch Sonntag?“, fragt meine Mutter beunruhigt. „Sonntag, Mama“, sage ich, ohne dass ich mich daran erinnern könnte. Ich sage es, damit sie sich nicht so allein gelassen fühlt. „Sonntag“, sagt meine Mutter entschieden und wirkt nun wieder beruhigt. „Dein Vater hat ausgeholfen auf dem Feld und ich...“, sie verstummt. Irgendetwas stimmt nicht. Auf dem Land war Feldarbeit an Sonntagen tabu. Daran habe ich nicht gedacht. Meine Mutter überlegt, führt mit zitternder Hand ihre Tasse zum Mund. Irgendetwas stimmt nicht. Ich sehe, wie sie die Stirn runzelt und versucht, den Fehler zu finden, der die Geschichte zunichte macht, ehe sie von neuem, noch einmal beginnt. „Samstag, Mama“, sage ich. Meine Mutter lächelt, „Ja, Junge, Samstag. Natürlich. Es war Samstag.“

Siebtens gibt es Fragen, auf die ich immer wieder zurückkomme. Diese Fragen sind wie Orte. Ich kann sie nicht beantworten, aber ich kann von den Fragen erzählen. Von den Fragen-Orten. Die Orte meiner Kindheit und Jugend, die Häuser,



in denen ich wohnte, die Schulen, die ich besuchte, waren nicht aus Ziegeln, sondern aus Buchstaben gebaut. Ich setze diese Buchstaben zu Wörtern zusammen, zerschlage die Wörter wieder zu Buchstaben und gebe – so kommt es mir vor – die falsche Antwort. Statt Korken Krone, statt Krone – Korken.

„Samstag“, wiederholt meine Mutter unermüdlich, so als wollte sie sich absolute Gewissheit verschaffen. Mein Vater half auf dem Feld, und sie räumte auf und machte die Wäsche, erledigte Aufgaben, für die sie in der Woche keine Zeit gehabt hatte. Und im Hintergrund brach mein kränklicher und launischer kleiner Bruder immer wieder in Tränen aus. „Er war ja so kränklich und hat ständig geweint“, sagt meine Mutter mit aufrichtigem Bedauern, so als hätte er sie wieder übermannt, der chronische Schlafmangel von damals. „Dafür ist er heute gesund und weint nie, und kommt dich auch nie besuchen“, denke ich. Die Worte liegen mir auf der Zunge. Aber ich will nicht streiten. Es ist schließlich nicht mein Sofa, ich bin in diesem Zimmer nur Gast.

Als nächstes kommt die Schwiegermutter ins Spiel. Meine Mutter blüht auf. Sie hasste ihre Schwiegermutter ebenso sehr, wie ich meine Oma liebte. Es fällt schwer zu glauben, dass ihre Schwiegermutter und meine Oma ein und dieselbe Person sind. In unserer Erinnerung ist sie vollkommen unterschiedlich. Manchmal, eher selten, überlappt sich meine Oma mit der mütterlichen Schwiegermutter. Unbedeutende Ereignisse, Kleinigkeiten und Laster vereinigen Oma und Schwiegermutter für einen kurzen Moment zu einer einzigen älteren Frau. „Du hast ja keine Ahnung, sie war uns nie eine Hilfe, hat immer nur am eigenen Strang gezogen, hat alles an sich gezogen“, sagt meine Mutter und schüttelt verneinend den Kopf. Keine Ahnung, verneint sie mit der Geste ihre eigenen Worte? Oder das tatsächlich Erlebte? Ich weiß es nicht.

„Hätte sie nicht immer so sehr gezogen – fährt meine Mutter leise fort und schüttelt noch immer den Kopf – dann wäre dein Vater noch am Leben.“ Diesen Vorwurf habe ich schon oft gehört. Früher antwortete ich immer, dass mein Vater



noch am Leben wäre, wenn er seinen Verstand genutzt oder zumindest eine bessere Gesundheit gehabt hätte. Diese oder ähnliche Antwort hatte meist einen Wutanfall zur Folge, eventuell Tränen. Darum sage ich jetzt gar nichts mehr oder: „Ja, Mama“. Mein „ja“ beruhigt sie. Noch ein Schlückchen Grüntee und dann greift meine Mutter den Hauptstrang der Geschichte auf, die Teddy-Episode. Einen Hauptstrang, der für sie nur Nebenstrang ist, kaum mehr als eine Abwechslung zum Hauptstrang – die Berg- und Talfahrt mit ihrer Schwiegermutter.

„Du konntest schon laufen. Ja und ich habe aufgeräumt und die Wäsche gemacht, bin ständig ans Bett deines Bruders gerannt, weil er geweint hat, und dann habe ich etwas zu Essen gemacht und Wasser geholt vom Brunnen, weil dein Vater auf dem Feld war, alles hat auf meinen Schultern gelastet, auch du, weil du schon laufen konntest. Die Schwiegermutter war mir nie eine Hilfe, aber Schwiegervater, das war ein guter Mensch. Hat euch oft abgeholt und auf euch aufgepasst für ein, zwei Stunden. Er war schon sehr krank und hat eine nach der anderen geraucht. Die Kippen haben ihn dann auch erledigt. Ich sage dir, Junge, gib das Rauchen auf, bevor es auch dich umbringt. Die Zigaretten haben meinen Schwiegervater das Leben gekostet, aber das Leben genommen hat ihm schon viel früher seine Frau. Eine Gesundheit hatte die. Hätte rauchen können ohne Ende. Hat sie aber nicht. Weil sie geizig war.“

Achtens lernte ich wegzuhören. Wenn mich nicht wirklich interessiert, was mein Gesprächspartner mir mitteilen will, dann drifte ich einfach weg und Gedanken strömen in Scharen, alle klein und unbedeutend: was esse ich zu Abend, habe ich Zigaretten gekauft, ich habe den-und-den schon wieder nicht angerufen. Ich höre weg, aber mein Körper hört für mich zu. Er hat gelernt, meine mimischen Muskeln in eine interessierte Maske zu verwandeln. Er hat gelernt, zu nicken und er hat sogar gelernt – das ist mir erst vor kurzem bewusst geworden – kurze Fragen zu stellen. Vielleicht erlernt mein Körper demnächst auch die Kunst, sich an die Antworten zu erinnern?



Ich denke ans Wetter, ein nasser Herbst, dunkel und kalt. An den Wagen und dass ich den Ölstandsensoren austauschen muss. An Shrimps und dass sie mir nicht mehr schmecken. An die Arbeiter und dass der neue Zaun noch immer nicht fertig ist.

„Ja und Opa hätte auf dich aufpassen sollen, aber er war schon sehr krank. Und er hat nicht richtig aufgepasst. Alle haben wir nach dir gesucht. Sogar Schwiegermutter hat nach dir gesucht. Wollte wohl nicht, dass man schlecht von ihr denkt. Stundenlang haben wir nach dir gesucht. Haben sogar im Brunnen nachgeschaut, ob du reingefallen bist. Ich habe geweint, sogar mehr noch als dein kleiner Bruder. Weil das kann doch nicht sein, einfach so spurlos zu verschwinden?“

Ich denke ans Wetter, ein Herbst ohne Licht, von Feuchtigkeit durchtränkt, modrig. Durch das Fenster sieht man zwei Walnussbäume. Ein Großteil der Blätter ist schon abgefallen und fault vor sich hin. Zusammenkehren und verbrennen wird die Blätter niemand. Es ist keiner da. Mein Vater ist nicht mehr da. Mein Bruder abwesend. Meine Mutter zu schwach. Und ich? Ich eigne mich nicht dazu.

„Gesucht haben wir. Gesucht und tiefe Verzweiflung. Erst Schwiegervater ist auf die Idee gekommen, Teddy von der Leine zu lassen, soll sie suchen. Teddy ist dann vor der Hütte gestanden und hat mit ihrem Schwanz gewedelt. Und in meinem Herzen hat sich plötzlich etwas gerührt. Ich habe in die Hütte gesehen und da hast du geschlafen. Gott sei Dank. Schwiegermutter hat so gut wie gar nicht nach dir gesucht. Sie ist die Kühe melken gegangen. So war sie, Junge, du siehst ja selber, wie sie war.“

Durch das Fenster sieht man zwei Walnussbäume. Am Geäst kleben spärliche Blattbüschel. Manchmal, im Sommer, ist die Luft voll von Licht, und das Licht glitzert, als wäre die Luft eine zerkratzte Glasscheibe mit blendenden Linien, Zickzacklinien und Ellipsen. Jetzt betrachte ich das Negativ des Sommers, zwei schon fast kahle Walnussbäume. Die Luft ist eine Glasfläche, eine schmutzige Glasscheibe. Im Übrigen ist die Glasscheibe, durch die ich schaue, tatsächlich schmutzig. Zum Fensterputzen fehlt meiner Mutter die Kraft. In dieser



vernachlässigten, zerkratzten Luft sieht man schwarze Linien, Zickzacklinien und Gabelungen: das Geäst eines schon fast kahlen Baumes. Ich betrachte die Baumkrone, sehe aber den Kopf meiner Mutter. An der Kopfhaut kleben spärliche Haarbüschel. An einer Haut mit dunkel eingravierten Adern, mit runden schokoladenfarbenen Altersflecken. Der Schädel meiner Mutter sieht aus, als wäre er zurecht gemacht für einen letzten Ball. Bestreut mit buntem Konfetti und hässlichen Pailletten, die Umrisse einer letzten, unverständlichen Landkarte. „Mama – sage ich – wir sollten die Walnussbäume fällen.“

„Geäst“ ist das erste Kapitel des Romans „Gesty“, Wydawnictwo Literackie, Kraków 2008, S. 5-16.

This sample translation was done on occasion of the **HALMA grant** of the author **Ignacy Karpowicz** in who stayed as a writer-in-residence at the Literaturhaus Schleswig-Holstein March 2010.

The original “Gesty” was translated by **Katharina Kowarczyk**.



HALMA The European Network of Literary Centres e.V. 2010

[www.halma-network.eu](http://www.halma-network.eu)

[mail@halma-network.eu](mailto:mail@halma-network.eu)